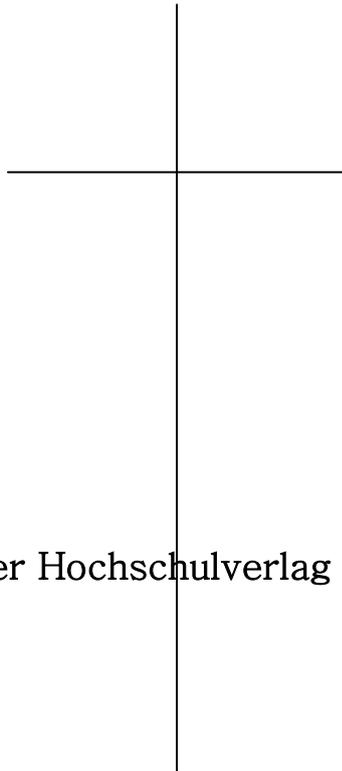


Universität Siegen, Fach Internationale Politik

*Friedensreich Unruhs Reise nach
Rom*

Eine Kurzgeschichte

Von Jürgen Bellers



Internationaler Hochschulverlag Velbert gGbR 2010

Wie immer, saß er noch spät nachts – quasi schon rituell – am Schreibtisch seiner 1-Zimmer-Wohnung, wo er zur Untermiete wohnte, um eines seiner vielen, allzu vielen wissenschaftlichen Projekte hastig allzuschnell zu beenden, sich durch Bücher und Papiere und Webseiten wühlend, ständig nebenbei schon den fertigen Text tippend, um dann gegen 3 kopflings vollkommen übermüdet auf die EDV-Tastatur zu stürzen, um in einen comaähnlichen Schlaf zu fallen, in dessen Verlauf er wild träumend unter den Schreibtisch glitt und dort kurz vor Mittag eingeknauelt vor der überwarm dampfenden Heizung und wenig erholt aufwachte.

Dieses Mal scheint er allerdings vom Tastaturen-Sturz aufgewacht zu sein, er stand abrupt auf, machte sich steif, blickte in das vollkommen dunkle Nichts der Nacht und sagte sich ganz ruhig: Ich will nicht mehr. Alles Irrsinn. Was bringt die Wissenschaft überhaupt? Nur scheinsichere Korrelationen, alle 5 Jahre neu erfundene Theorien oder philosophisch raunende Spekulationen bis hin zu den Schwarzen Löchern. Da kann man ja direkt glauben. Und ihn am meisten schmerzend: Politikwissenschaft zerstört durch Dauerkritik die Demokratie, und die Soziologie die Selbstverantwortung der Menschen. Alles wird in Variablen zerschnitten, um es zu zerstören, so dass man dann die vielen universitären Sozialwissenschaftler/arbeiter unterbringen kann, um die das Zerschnittene halbwegs wieder zu flicken.

Er fühlte sich – stets gebildet – an einer Lebensschwelle wie Faust, nur dass der Ausweg eines Gretchens fehlte, dazu war er intellektuell zu verbohrt und körperlich a- bis homosexuell sowie nicht zuletzt lebensfern. Seine Frau war ihm schon vor Jahren weggelaufen, manche behaupteten, nicht nur die DDR-Haft hätte sie schizophren gemacht, sondern auch er – zumindest teilweise. Denn er war immer ein anderer, schwankend im Wesen zwischen allen Extremen, existentiell und auch körperlich zwiefach, hermaphroditisch mit Brustansatz; mal links, mal rechts, oft beides zugleich, verwirrend für sich und seine Umgebung.

Er ging ausnahmsweise nicht wie sonst zum Herd, um neurotisch mehrmals zu gucken, ob wirklich alle Platten aus sind. Ihm war alles egal, er war schon jenseits. Nichts konnte ihn mehr aufregen, Verantwortung. Er lebte schon seit Jahren isoliert. Fast nur noch der Kopfhörer und der so ständig empfangene Deutschlandfunk waren soziale Verbindung, auch während des Schlafs, der DLF lief immer. Auf seine Umwelt hörte er nicht mehr.

Er schloß die Tür, verließ das Haus ohne Mantel trotz Winter und fuhr mit seinem zivilisationskritischen, schon recht rostigen und wackeligen und klapperndem Fahrrad zum Bahnhof, wo er auf den nächsten Zug am einzigen Gleis wartete. Das Neonlicht blendete ihn stark, so dass er den einfahrenden Zug fast nur hörte, und als er an ihm langsam vorbeifuhr, konnte er nicht mehr – wie panisch-rational geplant – vor ihn springen, zumal er ohnehin wegen seiner geburtsbedingten Einäugigkeit die Geschwindigkeit des Zuges falsch eingeschätzt hatte. Wie benommen, stand er vor der

sich automatisch öffnenden Zugtür und wusste, dass er die Chance seines sich entnervend hinziehenden Lebens verpasst hatte, weil er so war, wie er war: lebensuntauglich, intellektuell, alltagsfremd, professor. Verdattert, weil er nicht wusste, was nun zu tun, stieg er ein und verkroch sich im Behindertenklo, das sauber und ansehnlich war. Dort schlief er ein und sah sich 3 Stunden später wieder auf dem Boden vor der Heizung aufwachen, weil jemand an der Klootür heftig klopfte. Er öffnete und ging heraus, so tuend, als wäre nichts geschehen.

Er war in einem der high-tech-Komfort-ECE-Züge der Bundesbahn gelandet, die sich wie weiße Schlangen mit langem, roten Streifen durch die Landschaft zogen und nur früh morgens – ein Mal am Tag – am Bahnhof der dörflichen Mittelstadt hielten, von der er losgefahren war. Der Teppich war weich und königsblau, die Sitze fast Sessel, versehen mit Tischchen. Er las ein Schild, das hohe Strafen für Schwarzfahrer ankündigte, und er ging automatisch zum Schaffner, den er nach einigen Waggons in seinem Abteil antraf. Er blieb vor der Scheibe stehen, weil er ihn nicht stören wollte, der winkte ihn aber und statt ihn zu fragen – wie er erwartet hatte –, warum er ohne Fahrkarte sei, worauf er sich bereits einige Antworten bereit gelegt hatte, fragte er: Wohin? Ja, das war die Frage, er wusste keine Antwort drauf, und aus Verlegenheit sagte er kichernd: Mekka. Der Schaffner lächelte gelangweilt und mitleidig, genauer: er hob einen Mundwinkel an. Und sagte nur müde: „Salzburg reicht wohl erst einmal.“

„Warum hab ich Mekka gesagt?“ Sicherlich einer meiner vielen, oft kindischen und deplazierten Witzchen, mit denen er sich harmoniesüchtig seine Umwelt vom Halse suchte und die höchstens nur noch Erstsemester in meinen Vorlesungen begrenzt belustigen. Er war überhaupt immer ein halbes Kind geblieben, weil er sich und überhaupt nichts ernst nahm, an allem zweifelte. Deshalb war er auch wohl Wissenschaftler geworden, bis er auch an deren Sinn zu zweifeln begann. Aber warum war er im Zug? Was suchte er? Wohin wollte er wirklich? Er wollte nicht mehr.

Er ließ sich in einen der Sessel fallen und sah sich im Fenster: weiß, hager, verbittert, Falten übersät, trotz starker Bartlosigkeit unrasiert, übernachtigt. Es war noch dunkel, eine Sonne konnte man hinter den Wolken nur ahnen. Daran zweifelte er allerdings nicht ernsthaft. Er konnte nicht schlafen. Er war aufgewühlt. Wie konnte es nur so weit kommen mit ihm? Verlotterte, aufgebrauchte, ungebügelte Kleidung, der Hemdkragen ragte quer in die Luft; gerade mal, dass er nicht mehr roch (was Studenten früher schon anonym kritisiert hatten, so dass er sich zumindest wieder wusch.)

Er war auf Null gelandet; selbst Essen tat er ungern, ohne dies alles als Manko zu empfinden, so wie manche Arme mehr in sich ruhen als die Reichen: er hatte das in Indien erlebt. Der Mensch ist zur Genügsamkeit geboren. Nur dass ihm – der Unruh – das letztliche Ruhen fehlte, obwohl er in seiner Misere ansonsten keinen Mangel spürte. Er war zwar nicht zufrieden, aber er wollte auch nicht mehr.

Das alles, seitdem seine Frau ihn verlassen hatte, auch seine Tochter. Nur noch sein ebenfalls kranker Sohn war bei ihm. Seine Frau war sein Ein und Alles.

Es ruckte mehrmals: Der Zug hielt in Bremen. Münster war nicht mehr fern. Hier hatte er mit seiner jungen Familie fast 15 Jahre verlebt. Hier war er Assistent und Dozent an der Uni, ein Zeit von Freude mit den Kleinen, aber auch von Panik, weil es sehr schwer war, eine Professur auf Dauer zu kriegen, zu verkleistert waren die Berufungspraktiken – ein Geklüngel wie bei der Mafia, nur ohne Geld und Blut – sein fürsorglicher sowie anständiger Chef hatte es zu Recht stets abgelehnt, sich darauf einzulassen. Insbesondere das Unterdengürtelschlagen zwischen den Assistenten hatte ihn angeekelt. Arschkriechen ok, aber das? Und wenn diese Typen dann Profs waren, ließen sie sich gehen: Suff, Faulheit, Hacken auf Studenten: widerlich. Er nahm sich fest vor, in Münster den Zug nicht zu verlassen, so wütend war – nach langer Zeit wieder ein Lebenszeichen.

In Münster verließ er fast unbewußt (wie von der zukünftigen Vergangenheit getrieben) den Zug. Er ging – wie früher so oft – die schönen und bunten Einkaufspassagen entlang, ein Stück entlang der alten Stadtmauer, der Promenade, deren rechts und links den Weg überwölbenden Baumbestände auch ohne Grün beruhigten; über den Prinzipalmarkt mit den mehrhundertjährigen Bürger- und Handelshäusern und der Ägidiikirche; und dann – Unigebäude meidend – der Dom mit dem grünen Dach, dessen Anblick ihn innerlich wärmte – aus unerklärlichen Gründen. Er hatte hier so manchen Gottesdienst mit der Familie verbracht, seine Tochter erhielt hier die erste Kommunion, nicht, weil es die Kirche des Bischofs war (von Hierarchen allgemein hielt er nie viel), aber die Größe der Gebäudes beeindruckte ihn, auch wenn er die Farbenpracht südlicher Barockkirchen vermisste; und imponieren tat ihm der Orgelgesang, diese Fülle der Choräle, gejauchzt von vielen in einem großen und langen Kirchenschiff, das trotz der Größe Geborgenheit bot. Auch wenn man nicht glaubt (wie er damals), muß man hier zumindest Respekt haben vor einer Größe, Massivität und Festigkeit, die unserer Gesellschaft ansonsten fehlt. Er hatte sogar als junger Assistent – vor seiner Ehe – ein Wochenende in der nahen Kloster-Burg Gerleve an den Baumbergen verbracht: diese Stille, diese Ruhe, diese Naturverbundenheit, das Vorlesen aus der Bibel beim Essen, das Gebet mehrmals am Tag: Rhythmus, Ordnung, Sinn, das war hier präsent gewesen, Stein geworden, ins Leben inkorporiert. Auch die Arbeit der Mönche war derart geprägt. Das Denkmal des gegen Hitler widerständigen Bischofs von Galen hinter dem Dom zu Münster war ihm auch stets Vorbild, so wollte er sein,

weil er nie so mutig war. Das Alte Testament mit der Funktion, die bei anderen Jungen Karl May hat?

Religion war ihm zuvor nur begegnet als Ort der Geselligkeit und auch der Politik, vor allem als Student, wo er sich in der Evangelischen Studentengemeinde engagierte. Gemeinschaft ertrug er nur in der Distanz, wenn sie von einer Institution organisiert war. Und: Wenn er einen Bezug zu Gott hatte, dann auf den der sozialen Liebe und der Sozialpolitik: Gott musste zu was dienen können (was natürlich seinen Sinn vollkommen verkannte und verkehrte). Es führte dann auch dazu, dass er und seine Genossen indirekt darin involviert waren, dass einige der SED-gesteuerten Mitchristen ein Waffenlager in der Krypta angelegt hatten, für den Kampf der Stadtguerilla mit dem Ziel der Befreiung des Proletariats in Deutschland und in der Welt überhaupt. Solidarität, Solidarität --- er konnte das Wort bis heute nicht mehr hören. Glücklicherweise unterband ein Polizeieinsatz und der Gewahrsam (für alle) Weiteres. Blind- und Blödheit verbanden sich welthistorisch einmalig. Es war für ihn der Anlaß, in die SPD als sicherem, bürgerlichem Hort zu gehen, wo er allerdings nur deren autokratische Struktur kennenlernte und schließlich seinen caritas-Trieb im sozialistischen Reformprogramm der Hinterhofbegrünung befriedigen konnte, was allerdings auf den Widerstand der Bewohner stieß, die dort lieber ihre Autos parken wollten. Auch das endete wieder in Resignation: denn auch wenn es erfolgreich gewesen wäre, hätte es sich darin erschöpft, und dann zum nächsten, und wieder zum nächsten – ein endlose Kette ohne Ende und Ruhe, so ist eben die unvollkommene Welt: in ihr gibt es kein

Insichruhen und Stehenbleiben als Stand, wie es ihn früher noch gab.

Wieder am Bahnhof war er ein wenig befreit von den Obsessionen, von der teuflischen Besessenheit und Sünde, die ihn am Anfang gepackt hatte. Als der Zug gravitatisch und langsam einfuhr und den ihm zustehenden Raum ohne weiteres in Anspruch nahm, lächelte er ehrfürchtig. Er dachte gar nicht mehr dran, Erinnerung heilt und war so Zukunft. Gelockert bestieg er den nächsten Zug Richtung Italien und freute sich ein wenig. Aber er wusste aus Erfahrung: die Melancholie konnte ihn schnell wieder als grauer Schleier gefangen nehmen.

Um sich abzulenken, versuchte er ein Buch zu lesen, einen billigen Roman in Taschenbuchformat, schon zerfleddert. Ein früherer Gast hatte ihn einfach liegen lassen, um nicht sein Gepäck weiter zu beschweren. Er blätterte und fand keine Anfang: diese endlosen Natur- und Seelenbeschreibung, keine action, nur Liebeskampf, nur Probleme und Häßlichkeiten und zum Schluß Selbstmord, das brauchte er nicht auch noch lesen. Wenn er sich so etwas antat, dann als Bildband oder Film. Hier bevorzugte er Bud Spencer und 007, diese Mischung aus Unernstigkeit, Spiel und Gewalt.

Irgendwie landete er in Erfurt, als hätte ihn eine geheime oder unheimliche Kraft dort hingezogen, seinem früheren Wohnsitz, von wo er oft zu den Schwiegereltern ins hochkatholische Eichsfeld gefahren war, wo es sogar noch Straßenaltäre gab. Dort hatte er seine Frau kennen und lieben gelernt (auch das musste er rationalistisch lernen). Sie war

energisch, blond, blauäugig und vor allem katholisch fest gegründet. Sie zog ihn hoch, sie leitete ihn, den Schwachen und Depressiven; sie machte ihm stets Mut. Sie war es, die die Flucht über Ungarn in den Westen plante und vorantrieb, als noch die kommunistischen Bonzen, Mörder und Diebe herrschten – ein Plan, der scheiterte und zu mehrmonatigem Gefängnis und mehrjähriger Zwangsarbeit auf Toiletten führte. Es war eine abenteuerliche Zeit, mit ängstlichen Übernachtungen in nassen Wäldern, mir Robben durch Lehm und schließlich dem Verrat durch einen freundlichen Bauern, der zu helfen schien. Und dann den endlosen Verhören, wie im Krimi, als sei man Agent des großen Imperialismus. Bis die Ausreise in den Westen kam und man die Familie in Münster gründete. Im Westen fühlte man sich dann wie ein Pionier, der die Welt neu erfinden mußte – womit man natürlich auf vielfältige Widerstände stieß.

Nach Erfurt war die Familie Unruh¹ Mitte der 90er Jahre gezogen, trotz Bedenken wegen der DDR-Vergangenheit, die währte – aber die Berufsaussichten in der Staatsbürokratie waren gut, auch wenn er und sie deren überbordenden Charakter nicht immer einzusehen vermochten. Aber es kam schnell zu Konflikten mit den autoritären Strukturen und Mentalitäten. Wegen eines Leserbriefes wurde die Familie unter Polizeischutz gestellt, und ein Buch von ihnen wurde in der Thüringer Bild-Zeitung verrissen.

All das hatte er nicht vergessen und wollte es nicht vergessen, auch die Stadt wollte er nicht sehen, vielleicht den hoch über den Vorplatz thronenden Dom. Aber er hätte über

¹ Prof. Dr. Friedensreich Unruh ist der Name unseres Helden, der in einem früheren Roman (s. Dostojewskis Idiot) bereits gestorben war, nun aber mit Imprimatur und aus zwingenden Gründen reinkarniert werden muß.

den Anger gemusst, und am gehassten Rathaus vorbei, wo er einst ein Plakat gelesen hatte: „Erich währt am längsten“, das konnte und wollt er sich nicht antun. Der Dom entfiel: Das unbefleckte Gedächtnis war ihm wichtiger. Ohnehin war die Unbeflecktheit im Leben das wichtigste – das hatte er tief in sich – weiß Gott woher –, trotz allem liberalistischen Skeptizismus, wie er das als Wissenschaftler zu bezeichnen pflegte.

Auf der Fahrt nach München kam er im Speisewaggon mit zwei weiteren Gästen ins Gespräch: Der eine gehörte zu dem Typ, der mit der Tür ins Fettnäpfchen steigt, und verkündete: „Der Sozialismus macht uns kaputt. Die Menschen sind eben nicht gleich. Es gibt offensichtlich Begabte und weniger Begabte. Und der Staat will nur alles platt machen, erstickt aber so alles nur. Manche sind auch sehr zufrieden in dem Stand, den sie haben; nur die Medien machen ihn unglücklich.“ „Aber es gibt auch Menschen, die werden ausgebeutet und unterdrückt!“ – widersprach der Zweite vorsichtig – (er sah aus wie Ernst Jünger). „Ja, ja, aber das ist meist eine moralische Frage: ein Herr kann gut sein oder auch schlecht. Und auch wenn man die Unterdrücker beseitigt, können die neuen Herren (denn ohne sie geht es nicht) wieder böse sein. Wir haben es erlebt. Demokratie und Sozialismus sind nur eine Herrschaftsform unter anderen. Früher war es auch nicht schlechter.“ „Und um gut zu sein, muß man an etwas Höheres glauben“, warf Unruh ein, „das Streben nach dem materiellen Mehr reicht nicht, oder noch pointierter formuliert: wir können nur sparen, was notwendig, wenn wir an etwas Immaterielles glauben.“ „Na ja“, zweifelte der

Zweite, „Vernunft reicht vielleicht auch.“ „Vernunft kann irren“, sagte Unruh, für ihn überraschend recht definitiv.

Sie schwiegen, ohne dass es peinlich würde, man aß ja.

Erst Ernst Jünger knüpfte den Faden wieder an: „Mir sind diese Fragen ganz fremd. Ich habe mich in meine kleine Insel zurückgezogen. Hier bin ich ganz frei, erwarte aber den Schutz durch den Staat, dass ich nicht gestört werde. Im Kleinen und Stillen liegt die Zukunft. Auch in der Gewöhnlichkeit. Man muß dumm sein, um zumindest zuweilen glücklich sein zu können. Nur so ruht man in sich.“ Das war Unruh zwar zu wenig, aber er antwortete nicht. Er dachte, dass dieses Insichruhen auch Faulheit sein könne. Er war auch nicht mehr so eitel, um nun in einen effekthaschenden Dialog treten zu müssen. Ihm war das zuwider, wie ihm vieles fremd war. Licht sah er nicht, obwohl der Himmel tiefblau-kalt. Er fühlte sich immer noch wie bei einem schweren Schmerz, der einen ganz befangen nimmt und die Umwelt in Grau hüllt.

In Rom angekommen, wusste er, dass man hier blind und sehend zugleich sein muß, zu groß sind die heidnischen Versuchungen, aber ebenso groß, wenn nicht größer ist die Rettung. Er sah schon in der Nähe des Bahnhofes die nackten Jünglinge und Jungfrauen als Skulpturen, aber auch in Wirklichkeit, und hatte Mühen, sich abzuwenden. Er wollte keine Dekadenz, weil er schon genug davon in sich hatte. Er wollte ins Museum, in eine Galerie, aber er hatte Angst vor der barocken Pracht, die ihm schon zur Genüge von den Kirchen herabstrahlte und abzulenken drohte. Auch Straßencafés ließ er links liegen, zwinkernde Angebote missachtete er, wobei ihn nur wunderte, dass die sehen

können, wer anfällig ist und wer nicht. Dann betrat er – fast so groß wie die Marmor- Säulen – das große, antike Kollonadenhalbrnd vor dem Petersdom, in dessen Portal Er schon wartete.

In Kreuzform die Arme ausgebreitet, flachliegend vor dem Bischof und dessen weiß glänzender Hoheit, sagte der Herr: „Mein Sohn, ich habe auf dich gewartet. Vernunft und Glauben werden sich verbinden. Du bist frei gekommen, um dich frei gänzlich der Liebe als Wahrheit und Dienst zu unterwerfen. Nur so ist Verbindlichkeit in Freiheit möglich. Auch denen, die nicht glauben können, kann nur die Kirche als heilige Instanz und Leib Gottes retten.“ Hier fand er Sicherheit und tiefsten Glauben, als sei er erweckt worden.

Der Herr beugte sich zu ihm nieder, berührte seine Schulter als Zeichen, er möge aufstehen, und umarmte ihn.

